

Ernst Friedrich
Krieg dem Kriege

Ernst Friedrich

KRIEG DEM KRIEGE

Neu herausgegeben vom Anti-Kriegs-Museum Berlin

Mit einer Einführung von Gerd Krumeich

und einem Lebensbild Ernst Friedrichs

von Tommy Spree und Patrick Oelze

Ch. Links Verlag, Berlin

Die Veröffentlichung dieser Ausgabe wurde mit Mitteln der Rosa-Luxemburg-Stiftung,
Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e.V., gefördert.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
www.dnb.de abrufbar.

1. Auflage als E-Book, April 2017
entspricht der 1. Druckauflage vom Mai 2015
© Christoph Links Verlag GmbH
Schönhauser Allee 36, 10435 Berlin, Tel.: (030) 44 02 32-0
www.christoph-links-verlag.de; mail@christoph-links-verlag.de

Alle im E-Book befindlichen Fotografien sowie das Bild auf dem Cover entstammen
dem Archiv des Anti-Kriegs-Museums und dürfen ohne ausdrückliche Zustimmung
nicht reproduziert oder weiterverwendet werden.

Satz der neuen Texte: Christoph Links Verlag, Berlin
Reprodaten der historischen Ausgabe: DVA, München

eISBN 978-3-86284-396-1

INHALT

Ein einzigartiges Werk

Einführung zur Neuausgabe von »Krieg dem Kriege«

Gerd Krumeich

VII

Ich kenne keine »Feinde«

Zur Biografie Ernst Friedrichs (1894–1967)

Tommy Spree und Patrick Oelze

XXXIX

Waffe gegen den Krieg

Kurt Tucholsky

LXXIII

Krieg dem Kriege

Ernst Friedrich

1

Zu den Autoren

241

EIN EINZIGARTIGES WERK

Einführung zur Neuauflage
von »Krieg dem Kriege«
*Gerd Krumeich*¹

Bis heute wissen wir nicht genau, wie viele Tote dieses viereinhalb Jahre währende Inferno des Ersten Weltkriegs gekostet hat. Verlässliche Berechnungen gehen von ziemlich genau zehn Millionen toten Soldaten und sicherlich mehr als sieben Millionen Verwundeten und Vermissten aus. Dazu kommen noch annähernd sechs Millionen durch Vertreibung, Bomben, Hunger und Schikanen umgekommene Zivilisten weltweit.² Der Erste Weltkrieg war ein regelrechtes »Menschenschlachthaus«, so der Titel des prophetischen Buches von Wilhelm Lamszus aus dem Jahre 1912.

Aber der »Große Krieg« war mit dem Friedensschluss von 1919 nicht wirklich beendet. Nicht nur, dass es Nachfolge-Kriege auf dem Balkan, im Nahen und Mittleren Osten sowie Vertreibungen von vielen Hunderttausend Menschen gab. Entscheidend für Europa blieb, dass

1 Grundlage dieser Einführung ist das Vorwort von Gerd Krumeich für die im DVA-Verlag 2004 erschienene Ausgabe von »Krieg dem Kriege«, S. I–XVI

2 Antoine Prost: The Dead, in: The Cambridge History of the First World War, hg. v. Jay Winter, Bd. 3, Cambridge 2014, S. 561–591, Verluste-Statistik ebd., S. 587

der »Krieg in den Köpfen« mit dem Friedensschluss noch keineswegs beendet war.

Für die Weimarer Republik besonders charakteristisch war der »Aufmarsch« aller Varianten von kriegsgeprägten politischen und soldatischen Verbänden, die vor allem eines forderten: Rache für den »Dolchstoß«, den Verrat am doch vorgeblich »im Felde unbesiegten« Frontsoldaten. Der soldatische Gestus bestimmte das öffentliche Leben, weit mehr als im wilhelminischen Deutschland vor 1914. »Marchieren« wurde zu einem der am häufigsten gebrauchten Wörter der 1920er Jahre: Es blieb ja nicht bei Beschwörungen der »Rache« etwa an den »bolschewistischen Juden«, wie sie keineswegs allein der Münchener Agitator Adolf Hitler vor begeistertem Publikum herausschrie. Das Argumentieren mit Knüppel oder Fahrradkette in der Hand und politisch motivierter Mord wurden zur Normalität in einer Gesellschaft, die durch den verlorenen Krieg traumatisiert war. Schwarz-weiß, gut-böse, Freund-Feind sind die Raster des politischen Denkens und Handelns der Weimarer Jahre. Diese Polarisierung war die Folge einer für die meisten Menschen nicht zu erklärenden Niederlage nach einem Krieg, der nicht weniger als zwei Millionen Kriegstote, vier Millionen »Kriegskrüppel« und drei Millionen Hinterbliebene allein für Deutschland bedeutete.³ In den Siegnationen, die Ähnliches oder Schlimmeres erlebt hatten, wurde der individuelle Schmerz durch die kollektive Freude über den Sieg zumindest gedämpft. In Deutschland aber führte die Frustration über die nicht verstandene Niederlage oft zu sehr brutalen Reaktionen. Auf der Rechten war die Überzeugung felsenfest verankert, dass die Linke an der Niederlage schuld sei. Hatte sie nicht im Krieg zu Streiks aufgerufen – besonders zu dem riesigen Munitionsarbeiterstreik vom Januar 1918? Hatte sie nicht die Revolution im

3 Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923, Paderborn 2008; Nils Löffelbein: Ehrenbürger der Nation. Die Kriegsbeschädigten des Ersten Weltkriegs in Politik und Propaganda des Nationalsozialismus, Essen 2013

November 1918 durchgeführt und damit das »im Felde unbesiegte« Heer von hinten »erdolcht«?⁴ Stand die deutsche Armee nicht noch in Feindesland, als der demütigende Waffenstillstand geschlossen wurde? Wie sollte man die Niederlage anders denn als Verrat interpretieren, wenn alle offiziellen Stellen und nahezu die gesamte Presse noch im Sommer 1918 von einem baldigen »Siegfrieden« geredet hatten?

Wo waren in dieser zerrissenen Gesellschaft die Kräfte, die den übermächtigen Bann des verlorenen, aber mental nicht bewältigten Krieges hätten brechen können?

Es gab zweifellos eine Menge ehrlichen Willens, neu anzufangen, der Demokratie eine Chance zu geben, eine Republik zu begründen, die das Deutsche Reich zu einem verlässlichen Partner im europäischen Rahmen werden lassen konnte. Doch selbst die Friedenspolitik von Gustav Stresemann blieb stets am »nationalen Interesse« orientiert und kalkulierte eine gewaltsame Revision der Grenzen des Versailler Vertrages im Osten durchaus ein.⁵ Und nach wie vor galt nicht kollektive Abrüstung, sondern möglichst weitgehende Aufrüstung als einzig vertretbare Sicherheitspolitik.

Die Gruppe derjenigen, die bedingungslos für den Frieden eintraten, war nicht groß und litt besonders unter ihrer traditionellen Zersplitterung in kleine und kleinste Fraktionen. Der Pazifismus wurde in der Weimarer Republik nur einmal zur Massenbewegung, nämlich 1921, als die »Nie-wieder-Krieg«-Bewegung für einen Moment eine ganz untypische Kraft zur Mobilisierung zeigte. An Demonstrationen, zu denen der Friedensbund der Kriegsteilnehmer anlässlich des Jahrestages des Kriegsausbruchs am 1. August aufgerufen hatte, beteiligten

4 Vgl. Gerd Krumeich: Die Dolchstoß-Legende, in: Deutsche Erinnerungsorte Bd. 1, hg. v. Etienne François und Hagen Schulze, München 2001, S. 585–599

5 Diese sogenannte Locarno-Politik wurde im Vertrag von Locarno, 16. Oktober 1925, formuliert, wo die Unverletzlichkeit der im Versailler Vertrag 1919 festgelegten Grenzen zwischen Deutschland, Belgien und Frankreich besiegelt und Deutschland in den Völkerbund aufgenommen wurde.

sich allein in Berlin 200 000 Menschen. In 250 Städten versammelten sich insgesamt eine halbe Million Menschen. Allerdings ließ sich dieser Elan nicht institutionell verfestigen. Die Friedensbewegung verlief sich wieder in konkurrierende und machtlose Grüppchen. Die wilden Ausfälle in gewalttätiger Sprache von Tucholsky und anderen zeigen, dass der Pazifismus in seinen Praktiken und verbalen Ausformungen alles andere als friedfertig war, sodass er wohl auch aus diesem Grund nicht zu einem Sammelbecken werden konnte.

Am bedeutendsten war dabei sicherlich die Tatsache, dass die großen Parteien auf der Linken, also Kommunisten und Sozialdemokratie, ganz überwiegend nicht pazifistisch eingestellt waren. Für Lenin war Pazifismus nichts anderes als bürgerliche Ideologie, als ein (unwesentliches) Hindernis bei der Realisierung der Weltrevolution. Und für jeden Marxisten war ohnehin klar, dass Revolution auch Gewalt und Krieg implizieren könne beziehungsweise müsse. Die SPD wiederum stimmte zwar in der Weimarer Republik durchaus der friedlichen Regelung internationaler Konflikte zu. Es gab immer wieder Kooperation mit Friedensgruppen. Aber ein Zusammenwachsen mit dem »bürgerlichen« Pazifismus war für die Sozialdemokraten doch nicht möglich. Zu stark war man der Ansicht, dass Deutschland keine besonderen Abrüstungsanstrengungen unternehmen solle angesichts einer Welt voll wildem Kapitalismus und Imperialismus, der auch für Deutschland gefährlich werden und die Vaterlandsverteidigung nötig machen könnte. Abrüstung konnte für die SPD nur international gleichzeitig vonstattengehen. Dementsprechend hieß die Partei ja auch regelmäßig den Wehretat gut.

So gab es in der Weimarer Republik ein ganzes System von inneren Blockaden, die eine dauerhafte institutionelle Festigung des Pazifismus oder sogar dessen Entwicklung zur Massenbewegung unmöglich machten.

Übriggeblieben vom Kampf gegen den Krieg in der Zeit der Weimarer Republik ist heute eigentlich nur noch Ernst Friedrichs »Krieg dem Kriege« aus dem Jahre 1924. Dieses Buch war ein Skandal, weil es die

Grenzen dessen überschritt, was auch heute noch trotz aller Gewöhnung an Bilder von den aktuellen Kriegsschauplätzen in aller Welt aushaltbar ist, nämlich das zerstörte Antlitz des vom Krieg betroffenen Menschen. Auch andere und weit verbreitete »soldatische« Bilddokumentationen wie etwa »Das Antlitz des Weltkrieges« oder, grausigere Variante, »Der Weltkrieg in seiner rauen Wirklichkeit« hatten in den 1920er Jahren den Krieg nicht beschönigt, sondern dessen Zerstörungskraft »realistisch« gezeigt: das von toten Körpern übersäte Schlachtfeld genauso wie die Verstümmelung von Armen und Beinen. Nicht aber die zerstörten Gesichter, die fehlenden Nasen, die Höhlen, in denen die Augen gegessen hatten, den Abgrund des Rachens anstelle des Kinns.

Das war – und ist – vollständig unaushaltbar. In der Weimarer Republik, wo es doch solche »Schwerstkriegsverletzten« zu Tausenden gab, ist darüber eigentlich niemals öffentlich gesprochen worden. Merkwürdigerweise gibt es auch kaum literarische Werke, die dem Schicksal der schwerstverwundeten Soldaten gewidmet sind. Große Ausnahmen bilden Ernst Tollers bitterböse Satire »Hinkemann«, in der Festungshaft 1919/20 verfasst,⁶ oder ein Bericht des sozialdemokratischen Redakteurs Erich Kuttner, der sich in Berliner Lazaretten umgesehen hatte und im *Vorwärts* vom 8. September 1920 darüber folgendermaßen berichtete: »In das kleine Geschäftszimmer tritt ein Mann, der quer über die Mitte des Gesichts eine Binde trägt. Er nimmt sie ab und ich starre in ein kreisförmiges Loch von der Größe eines Handtellers, das von der Nasenwurzel bis zum Unterkiefer reicht. Das rechte Auge ist zerstört, das linke halb geschlossen. Während ich mit dem Mann rede, sehe ich das ganze Innere seiner Mundhöhle offen vor mir liegen. [...] Einstweilen hat er seine achtzehnte Operation überstanden.«⁷ Auch

6 Ernst Toller: *Hinkemann. Eine Tragödie*. Mit sechs Zeichnungen von George Grosz, Neuauflage: Leipzig und Weimar 1979

7 Zit. nach: Bernd Ulrich: »... als wenn nichts geschehen wäre«. Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsoffer während des Ersten Weltkriegs, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hg.): »Keiner fühlt sich hier mehr als

Kurt Tucholsky sprach in der *Weltbühne* von grässlichsten Fotos verstümmelter Soldaten, die er gesehen und gesammelt hatte. Aber man konnte diese Dokumente nicht ansehen, sie wurden »nur« beschrieben.⁸ Die entsetzlichsten Gesichtsverletzungen waren allein in Ernst Friedrichs »Krieg dem Kriege« für jeden sichtbar. Um so etwas auch nur andeutungsweise malen zu können, hat Otto Dix Jahre gebraucht, und erst (ebenfalls 1924!) gelang ihm das in einigen der Radierungen des Zyklus »Der Krieg«. Als Fotodokumente aber waren diese Bilder ein Skandal, Einbruch in eine Tabuzone, die weitgehend unangetastet, dem öffentlichen Blick entzogen blieb.

Ernst Friedrich: Wer war dieser Mann, der es wagte, wie niemand vor und nach ihm, weder auf der Seite der pazifistischen Linken noch bei den gewöhnlich blutrünstigen Nationalisten, das elementare Tabu zu brechen und einfach die absolute, traumatische Dimension des Krieges, nämlich das zerrissene Gesicht, zu zeigen? Kurioserweise wird Ernst Friedrich in der heutigen Fachliteratur zum Pazifismus in der Weimarer Republik nur ganz am Rande oder überhaupt nicht erwähnt, sogar im »Biographischen Lexikon zur Weimarer Republik« von Wolfgang Benz und Hermann Graml fehlt sein Name.

Über Ernst Friedrichs bewegtes Leben berichtet in diesem Band sein Enkel Tommy Spree, der auch seit 1982 das von seinem Großvater be-

Mensch ...«. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, S. 115–129; vgl. auch Wolfgang U. Eckart: Medizin und Krieg, Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014, S. 303 ff.

8 Ignaz Wrobel (d. i. Kurt Tucholsky): Sechzig Photographien, in: *Die Weltbühne*, Nr. 23 (5. Juni 1924), S. 768–770; vgl. hierzu die Master-Arbeit von Julian Nordhues: Erster Weltkrieg und Pazifismus in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Dispositive in Ernst Friedrichs *Krieg dem Kriege* und Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* (Universität Gießen, 2014), die er mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Zu danken habe ich auch Silke Fehleemann (Frankfurt am Main) für Informationen aus ihrer bald abgeschlossenen Habilitationsschrift »Kriegermütter und Kriegerfrauen in der Weimarer Republik« (Arbeitstitel).

gründete Berliner Anti-Kriegs-Museum dankenswerterweise wieder neu aufgebaut hat und bis heute leitet.

Hier sei nur noch einmal hervorgehoben, was an Friedrichs Biografie zur Erklärung von »Krieg dem Kriege« bedeutend ist. Das sind wohl in erster Linie Friedrichs extremer Nonkonformismus und die Bereitschaft, bedingungslos zu seinen Überzeugungen zu stehen. Hinzu kommt, nicht weniger wichtig, eine einzigartige Freundlichkeit auch gegenüber seinen politischen und ideologischen Gegnern, sogar gegenüber den Menschen, die ihn zutiefst hassten und »erledigen« wollten. Sein Lebensmotto lautete: »Ich kenne keine Feinde«. Wie er 1931 schrieb: »Nie habe ich auch nur einen Nazi physisch bekämpft. Ich war gegen die kommunistische Parole ›Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft.«⁹

»Auffällig« wurde er zum ersten Mal, als er im Ersten Weltkrieg die Einberufung verweigerte, was er mit Einlieferung in die Psychiatrie und ins Gefängnis bezahlte. Erst im Zuge der Novemberrevolution von 1918 wurde er wieder freigelassen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs schloss Ernst Friedrich sich zunächst Karl Liebknecht an, dessen ebenfalls unbeugsamen Antimilitarismus er bewunderte – war doch auch Liebknecht während des Krieges wegen seiner antimilitaristischen Agitation eingesperrt worden. Auf den Barrikaden des Spartakus-Aufstandes 1919 soll er kräftig mitgekämpft haben. Allerdings ist er den Weg des parteipolitischen Radikalismus und der ideologischen Fixierung nicht mitgegangen. Die KPD konnte ihm keine politische Heimat sein, denn es wurde immer deutlicher, dass Ernst Friedrich ein wirklich in der Wolle gefärbter antiautoritärer Geist war. Seine intellektuelle Heimat war und blieb der Anarchismus – der Traum von der herrschafts- und kommandolosen Welt. Sein Ansatzpunkt war die Begeisterungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen, vor allem aus dem Arbeitermilieu. Er erlebte und

9 Zitiert nach: Tommy Spree: Ich kenne keine »Feinde«. Der Pazifist Ernst Friedrich. Ein Lebensbild, 2. Auflage, Berlin 2013, S. 79

erkannte schnell, wie drückend deren Heimatlosigkeit gerade nach dem Ersten Weltkrieg geworden war. Die Väter »gefallen« oder als »Kriegskrüppel« (so der damalige offizielle Begriff!) heimgekehrt, Not und täglicher Kampf ums Brot als Grunderfahrung, ein abgewrackter Kaiser-Staat und eine Republik, die dessen Rückgrat – Militär und Bürokratie – übernommen hatte. All das schuf – zusammen mit den zutiefst enttäuschten Kriegserwartungen und der Erfahrung der maßlosen Siegpropaganda – ein intellektuelles und emotionales Defizit, das vor allem Jugendliche sehr schnell zu Anhängern extremer Richtungen werden ließ.¹⁰ Nicht von ungefähr war ja die NSDAP vor allem eine »Partei der Jungen« (Michael Wildt). Für die anarchistische Linke galt das im gleichen Maße. Wie es ein Freund und Mitstreiter von Ernst Friedrich, Henry Jacoby, später formuliert hat: »Die aus der [kommunistischen] ›Freien Sozialistischen Jugend‹ ausgeschiedenen Anarchisten der ›Freien Jugend‹ waren vor allem Vertreter des Selbständigkeitsanspruches der Jugend. Diese Jugend war vom Schock des Krieges geformt. Der Krieg – gleichgültig, ob sie an ihm teilgenommen hatten oder nicht – war für sie ein Erlebnis, das sie zur Ablehnung einer Welt, die an ihm die Schuld trug, führte [...]. Ihnen schien die Zeit für etwas ganz Neues gekommen zu sein, für die wahre Revolution, deren Träger die Jugend sein mußte.« Und weiter: »Der Hauptfeind jedoch dieser vom Schock des Krieges geprägten Jugend waren Krieg und Militarismus, deren Träger, der Staat. Wenn der Gesang ertönte: ›Nie, nie wollen wir Waffen tragen / Nie, nie ziehen wir in den Krieg / Laß doch die großen Herren sich / alleine schlagen / wir machen einfach nicht mehr mit‹, waren sich alle einig. Selten wurde so viel Nachdruck

10 Ernst Glaeser: Jahrgang 1902, Berlin 1928 (Neuaufgabe des Romans im Wallstein-Verlag 2013); Sebastian Haffner: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, München 2001, besonders S. 22; Andrew Donson: Youth in a Fatherless Land, London 2010; vgl. Arndt Weinrich: Erziehung durch den Krieg – Erziehung zum Krieg. Der Erste Weltkrieg in Politik und Ideologie der Hitlerjugend, Essen 2013

auf eine Zeile gelegt wie auf diese letzte, die nicht oft genug wiederholt werden konnte.«¹¹

Zeit seines Lebens gelang es Ernst Friedrich immer wieder, junge Menschen um sich zu sammeln und deren »anarchische« bzw. anti-autoritäre Begeuerungsfähigkeit dem Kampf für den Frieden nutzbar zu machen. Die von ihm bereits 1919 gegründete Freie Jugend war die erste Realisierung.¹² Noch als 70-Jähriger hat er seine Friedensinsel in der Marne zum Foyer der linksorientierten pazifistischen Jugendgruppen gemacht. Friedrich, »von charismatischer Anziehungskraft und egozentrisch, sentimental und gerissen, künstlerisch begabter Phantast und geschickter Praktiker«,¹³ besaß ein enormes pädagogisches Talent und die Fähigkeit, Kinder und Jugendliche sowohl emotional als auch intellektuell anzusprechen, sie zu begeistern und gleichzeitig frei agieren zu lassen. Nicht von ungefähr war seine erste Buchveröffentlichung ein Kinderbuch: »Proletarischer Kindergarten. Ein Märchen- und Lesebuch für Kinder und Erwachsene«, das er 1921 im eigenen »Buchverlag der Arbeiter-Kunst-Ausstellung« mit einem Titelbild von Käthe Kollwitz herausbrachte. Dieses Lesebuch sammelte sozialkritische und emanzipatorische Stücke von klassischen und modernen Autoren, Volksliteratur von Wilhelm Busch bis Lew Tolstoi. In diesem Kinderbuch ist bereits neben dem Sozialprotest der Antikriegskampf dominant:

»Wir haben keinen lieben Vater im Himmel. / Wär' einer droben in
Wolkenhö'h'n / Und würde das Schauspiel mitansehn, / Wie mitleid-
los, wie teuflisch wild / Tier gegen Tier und Menschenbild, / Wütet
mit Zahn, mit Gift und Stahl, / Mit ausgesonnener Folterqual, / Sein

11 Henry Jacoby: Erinnerungen an Ernst Friedrich und die Freie Jugend, in: Ernst Friedrich zum 10. Todestag, Heft 29 (1977) der Zeitschrift *Europäische Ideen* (hg. v. Andreas W. Mytze, Redaktion Ulrich Linse), S. 11–14, Zitat S. 12

12 Hierzu ausführlich: Ulrich Linse, *Die anarchistische Jugendbewegung 1918–1933*. Frankfurt am Main 1976, S. 56 ff. und S. 105 ff.; in diesem Buch auch mehrere Reden und Aufrufe Friedrichs an die Jugend und gegen den Krieg.

13 So Jacoby: Erinnerungen an Ernst Friedrich (wie Anm. 11), S. 12

Vaterherz würde es nicht ertragen, / Mit Donnerkeilen würde er dreinschlagen, / Mit tausend heiligen Donnerwettern / Würd' er die Henersknechte zerschmettern!«¹⁴

Das Kinderbuch kulminiert in einem von Friedrich verfassten Text: »Erziehung zum Antimilitarismus«, wo er über eine von ihm organisierte Ausstellung »Nie wieder Krieg« berichtet. Mehr Kinder als Erwachsene hätten diese laut Friedrich besucht, Kinder, die er in seiner zur Wohnkommune umfunktionierten Wohnung in der Petersburger Straße 39 »Ecke Kochstraße«¹⁵ empfing und zielgerichtet instruierte: »Oft mieden die Eltern ängstlich die Ausstellung, aber ihre eigenen Kinder kamen! Und in ganzen Rudeln kamen sie. Anderen Tages wieder dieselben Gesichter, die diesmal andere Kinder, Jungens und Mädels, mitbrachten. [...] Die Kinder bitte ich dann jedesmal, über das Gehörte und Gesehene weiter nachzudenken, mit Bleistift oder Feder festzuhalten und mir das Ergebnis dann beim nächsten Mal mitzubringen.«¹⁶

In einem zu dieser Wohnung gehörenden Atelierraum fanden Versammlungen statt, wurden kriegskritische Bilder und Objekte ausgehängt und ein Forum für Anti-Kriegs-Künstler geschaffen. Das war die Grundlage des 1925 gegründeten und bis heute berühmten »Ersten internationalen Anti-Kriegs-Museums«, welches Ernst Friedrich in einem kleinen Haus auf der Parochialstraße einrichtete, nahe dem Alexanderplatz und »5 Minuten vom Polizeipräsidium entfernt«. Er hatte das Haus in verkommenem Zustand gekauft und machte es in liebevoller Hand- und Kleinarbeit wieder nutzbar. In seinem Rechenschaftsbericht »Vom Friedensmuseum zur Hitlerkaserne« von 1935¹⁷

14 Proletarischer Kindergarten. Ein Märchen- und Lesebuch für Groß und Klein, hg. v. Ernst Friedrich, Berlin 1921, S. 177. Dieser Text ist auf Seite 46 von »Krieg dem Kriege« wieder abgedruckt.

15 Es handelt sich um die Kochhannstraße. Allerdings liegt die heutige Petersburger Straße 39 nicht an der Ecke Kochhannstraße.

16 Proletarischer Kindergarten, S. 178

17 Ein Nachdruck erschien unter anderem 1978 im Berliner Libertad Verlag

hat er ausführlich und sehr anschaulich über diese tägliche Maloche unter oft verzweifelten Umständen, ohne Geld und ohne viel Maurergeschick, aber mit unendlichem Enthusiasmus und mit der für ihn typischen unbedingten Entschlossenheit ausführlich berichtet.

Ernst Friedrich war zweifelsohne ein Kommunikationsgenie. Er verstand es, jede *message* sofort zu multiplizieren, in Objekte umzuformen und diese breitestmöglich zu verteilen. Selbstverständlich verkaufte er im Anti-Kriegs-Museum auch Broschen und Gürtelschlösser mit den Insignien des von starker Hand zerbrochenen Gewehrs. Friedrich hat dieses Zeichen nicht geschaffen, aber zu seiner weltweiten Verbreitung erheblich beigetragen. Aber im Unterschied zu den meisten Menschen seines Typs war er bedingungslos ehrlich, absolut selbstlos und bereit zum Martyrium für die Sache des Friedens.

Ernst Friedrich war auch kein Intellektueller. Ich sehe in allem, was er tat und schrieb, nicht ein Fünkchen von Selbstzweifel und Relativierung. Er wusste genau, dass die Menschen, wie er so treffend sagte, »Vergeßmaschinen« sind, und suchte Wege, seine Wahrheit unters Volk zu bringen. Dabei scheute er auch Wiederholungen und brachiale Hervorhebungen nicht. Nahezu alles, was er schrieb, unterstrich er noch und versah es mit Ausrufezeichen, manchmal mehrere in einem einzigen Satz. Für Stilistik und die Ästhetik des Wortes hatte er keinen Sinn.

In dieser Hinsicht fügte sich Ernst Friedrich sehr gut in die tatsächliche Kulturrevolution ein, die der Erste Weltkrieg mit sich brachte. Nach vier Jahren voller Entsetzlichkeiten, Hass und Trauer, Ambitionen und Prahlerei, Größenwahnsinn und tiefster Verlorenheit – nach vier Jahren also eines immer umfassenderen, ja totalen Krieges war die Welt vollständig aus den Fugen. Der Dadaismus war eine Reaktion auf diesen Eindruck, ebenso der Expressionismus der Kriegs- und Nachkriegskunst und -literatur. Die Malerei eines Otto Dix oder Max Beckmann ist von vornherein bewusst exzessiv, geschundene Körper und defigurierte Visagen sind alltägliches Sujet dieser Kunst. Aber wohl

noch wichtiger zur Charakterisierung der Weimarer (Un-)Kultur ist die zum System gemachte Schwarz-Weiß-Malerei im politischen Diskurs, der zutiefst geprägt war von den Verwerfungen des Krieges. Vier Jahre immer »totalerer« Kriegspropaganda blieben nicht ohne Wirkung auf die Gemüter und Ideologien. Gut und Böse, Wahr und Falsch wurden je nach politischer Richtung mit aller Energie beansprucht. Grobe Bilder, grobe Parolen bestimmten den Alltag der Republik. Und die Kriegspropaganda mündete direkt in die politische Propaganda der Nachkriegszeit, deren Grundprinzip nicht von ungefähr Adolf Hitler in »Mein Kampf« festgehalten und dann politisch noch exzessiver betrieben hat: Sag alles so, dass der Dümme es verstehen kann, Wahrheit oder Unwahrheit spielt keine Rolle, wiederhole deine Botschaft beliebigoft und mit größter Beständigkeit, es wird immer etwas hängenbleiben.

Ernst Friedrich hat die Agitation für das Gute und den Frieden in gewisser Weise ebenso mit der damals üblichen Schwarz-Weiß-Malerei betrieben, deren Instrumentarium er virtuos beherrschte. Wenn er aber heute nicht vergessen ist, wie die meisten Überzeugungstäter seiner Zeit, dann liegt das an einem entscheidenden Unterschied. Friedrich griff das härteste und wohl auch archaischste Tabu an – das auch heute noch das Ansehen seiner Bilder oft unerträglich macht. Er zeigte die Zerstörung des Gesichtes, also dessen, was den Menschen zum Individuum und zum Ebenbild Gottes macht.

Seine hemmungslose Aktivität für den Frieden durch ständige Provokation hatte zur Folge, dass Ernst Friedrich in den 1920er Jahren nicht weniger als zwölfmal zu Gefängnisstrafen zwischen einem Monat und einem Jahr verurteilt wurde. Immer ging es dabei um antimilitaristische Aufwiegelung oder Beleidigung. Zum ersten Mal stand er im Februar 1923 vor einem Gericht der Republik, wo er sich vor der Strafkammer des Landgerichts I Berlin zu verantworten hatte. Er war angeklagt, »öffentlich die verfassungsgemäß festgestellte republikanische Staatsform des Reiches und die Reichsfarben beschimpft zu haben«. Anlass der Klage war ein von ihm selbst verfasster Artikel in

seiner Zeitschrift *Freie Jugend*.¹⁸ Darin hieß es unter anderem: »Rettet die Peiniger – ihr Gepeinigten, rettet die Ausbeuter – ihr Ausgebeuteten, rettet die Schieber – ihr Geschobenen, Fluch und Haß und Tod dieser Republik. Monarchie oder Republik ist ›Jacke wie Hose‹, wenn nur ein Wechsel im Herrschergewand stattfindet, wenn nur die Farbe gewechselt wird von ›schwarz-weiß-rot‹ in ›schwarz-rot-mostrich‹.«.¹⁹ Nach kurzer Verhandlung wurde Friedrich wegen dieser Herabsetzung der Republik zu einem Monat Haft verurteilt. Das war eine milde Strafe, wobei der Richter ausdrücklich feststellte, dass der Angeklagte »nicht etwa aus hässlichen Motiven gehandelt, sondern wie er glaubt, für seine Ideale gekämpft hat«.

Der inkriminierte Artikel hatte einen Passus, der nicht »prozess-relevant« war, der aber den Kern von Friedrichs Argument betraf und ein wesentlicher Baustein seines Anti-Kriegs-Kampfes war und blieb: »Das System ist es, das weg muß, das Staatssystem! Das Wesen jeden Staates (mag es sich monarchistisch, republikanisch oder bolschewistisch gebärden) ist immer Gewalt und Unterdrückung! Und so lange es noch diese Staaten gibt, so lange wird es auch – Kriege geben! Kriege nicht nur zwischen den einzelnen Staaten, sondern auch sogenannte ›Bürgerkriege‹.

Wir aber wollen überhaupt keine Kriege mehr!

Auch das tägliche Schlachtfeld der Arbeit muß verschwinden!

Das große tägliche Sterben in Fabrik und Schreibstube muß aufhören!

Die Hauptursache aller Kriege liegt im Kapitalismus! Kämpft gegen den Kapitalismus, und Ihr kämpft gegen den Krieg!

18 *Freie Jugend*, Nr. 13, August 1922

19 Das gesamte Prozess-Protokoll in: Eine königliche Republik. Ernst Friedrich vor dem Landgericht unter Anklage wegen Vergehens gegen das »Gesetz zum Schutze der Republik«, Nr. 3 (1923) der von Friedrich in seinem »Verlag Freie Jugend« herausgegebenen *Schwarzen Hefte*. Auch die folgenden Zitate zum Prozess ebd.

Kämpft gegen den Mörder Staat, und Ihr kämpft um den Frieden!

Es lebe der Mensch! Der freie schaffende Mensch!

Es lebe die Gemeinschaft der freien schaffenden Menschen,
aufgebaut auf einer Gesellschaftsordnung, deren Lebensnerv
gegenseitige Hilfe und Liebe ist und nicht gegenseitiger Betrug
und Haß.«²⁰

Klarer als mit diesen Zitaten kann man wohl die anarchistische Grundhaltung Ernst Friedrichs nicht fassen. Wobei auch die Apodiktik und mangelnde sprachliche Geschmeidigkeit interessant sind. Im Prozess argumentierte Ernst Friedrichs Verteidiger James Broh²¹ unter anderem damit, dass dessen grobe Ausdrucksweise der Tatsache zuzuschreiben sei, dass Friedrich ein »geborener Proletarier« sei und deshalb einem Verlangen nach »geschmeidiger« Ausdrucksweise nicht entsprechen könne. Friedrich pflichtete dem übrigens bei mit der Bemerkung, er sei halt »das dreizehnte Kind einer Waschfrau«, und das Geld habe nicht zum Studieren gereicht. So sei er »Autodidakt und habe bis zum 14. Lebensjahre die Volksschule besucht«.

Elf weitere Gefängnisaufenthalte haben sich bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung angeschlossen, bis 1930 hatte Friedrich bereits insgesamt drei Jahre Gefängnis »abgesessen«. Im April 1930 wurde er dann noch vom Leipziger Reichsgericht zu einem Jahr Festungshaft verurteilt »wegen Drucks von illegalen, antimilitaristischen Schriften, die zur Verbreitung unter der Reichswehr und Polizei bestimmt waren, wobei der von Friedrich gedeckte Auftraggeber offenbar die KPD

20 Alle Unterstreichungen sind Hervorhebungen im Original.

21 James Broh gehörte laut dem biographischen Handbuch »Deutsche Kommunisten« (1918–1945) zu den »engagiertesten Strafverteidigern von radikalen Kommunisten in der Weimarer Republik«. Zitiert nach dem online abrufbaren Artikel: www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3b-1424.html?ID=4138 (letzter Zugriff: 26. Februar 2015).

war.«²² Über dieses eine Jahr in der »Festung Gollnow«²³ hat Friedrich ausführlich berichtet. Auffällig ist, mit welcher außerordentlichen Nonchalance er das monatelange Eingesperrtsein – oft in Einzelzelle – geistig und psychisch unbeschadet ausgehalten hat. Es hat den Anschein, dass Ernst Friedrich dermaßen in sich selber ruhte, so radikal von Sinn und Berechtigung der eigenen Handlungen überzeugt war und blieb, dass er sich in solchen Situationen vollständig von der Umwelt absondern konnte. Ironisch hat er angemerkt, dass diese Gefängnisaufenthalte es ihm ja schließlich erlaubt hätten, sich erheblich weiterzubilden und seine künftigen Aktionsformen in Ruhe zu planen. Trotz der ihm aufgezwungenen Extremsituation scheint er gelassen und innerlich vollständig unabhängig geblieben zu sein. So verdarb er es sich gründlich mit seinen kommunistischen Mitgefangenen, als er einmal anzumerken wagte, dass das Essen doch gar nicht schlecht und die Behandlung durch das Wachpersonal menschlich sei. Das Argument seiner Mithäftlinge, dass man so etwas weder selber denken noch gar publizieren dürfe, weil es dem Klassenkampf abträglich sei, quittierte Friedrich mit der ihm eigenen trotzigten Selbstsicherheit: Er werde immer und unter allen Umständen nur seine eigene Meinung sagen, denn Ideologie und Parteiinteressen gingen ihn nichts an. Und weiter: »Ich bin der Meinung: je schöner mein Ideal ist, das ich zu verwirklichen suche, um so reiner müssen auch die Mittel sein, mit denen ich dieses Ideal erstrebe. Daß meine politischen Gegner alle Lumpen und Geschäftemacher sind, kann ich nicht glauben. Gesinnungslumpen gibt es auch bei uns, und sehr, sehr viel Anhänger der Rechten sind ebenso begeisterte, opferbereite Idealisten wie Du und ich. [...] Je überzeugter ich von meiner Idee bin, um so weniger fürchte ich die Wahrheit, und ich spreche sie öffentlich aus – mitten unter meinen Gegnern will ich ihnen recht geben, wenn

22 Ulrich Linse: Biographische Daten, in: Ernst Friedrich zum 10. Todestag (wie Anm. 11), S. 64–71, Zitat S. 66

23 So der Titel eines Berichts von Friedrich über die Festungshaft, in Buchform publiziert: Ernst Friedrich, Festung Gollnow, Berlin 1931

das Recht auf ihrer Seite ist [...]. Wenn nur der ein Politiker ist, der mit Lüge und Dreckspritze kämpft, bin ich es nicht.«²⁴

Ob ihn die Nazis, deren ganze Wut auf das Anti-Kriegs-Museum der dafür Verantwortliche zwischen März und September 1933 so grob zu spüren bekam, wegen dieser »Zartheit« am Leben gelassen haben – im Unterschied etwa zu seinem Freund Erich Mühsam, den sie vor Friedrichs Augen während der gemeinsamen »Schutzhaft« marterten und der dann 1934 im KZ Oranienburg ermordet wurde? Es grenzt ja tatsächlich an ein Wunder, dass Ernst Friedrich die Torturen dieser Monate dauernden Qual überhaupt lebend überstand.²⁵

Das Anti-Kriegs-Museum entwickelte sich seit seiner Eröffnung im Jahre 1925 zum Symbol des energischsten Antimilitarismus, zu einer stets von bürokratischer und polizeilicher Schikane bedrohten Einrichtung. Im Grunde war das bald weltberühmte »Museum« nichts als ein kleiner Raum mit vorgebauter Bühne für Versammlungen, Vorträge und Aufführungen, mit einigen Schaukästen voller Kriegsobjekte. Dazu noch Wandtafeln mit Bildern vom Krieg und Texten gegen den Krieg. Das Ganze ließ sich rasch wegräumen, wenn man Platz für Veranstaltungen brauchte. Direkt nach Eröffnung kam die Polizei und beschlagnahmte die im »Schaufenster« des Hauses ausgehängten Bilder von verwundeten Soldaten. Friedrich und seine Anhänger haben diese Polizeiaktionen immer als eine für damalige reaktionäre Verhältnisse typische Willkürmaßnahme beschrieben: »Die öffentliche Ausstellung von Bildern gegen den Krieg erregt in Deutschland öffentliches Är-

24 Auszug aus »Festung Gollnow« in: Kurt Krieker (Hg.): Sie machen uns langsam tot. Zeugnisse politischer Gefangener in Deutschland 1780–1980, Neuwied 1983, S. 258

25 Über diese Zeit und mit vielen Details zu Mühsams Leiden und Ermordung: Ernst Friedrich: Vom Friedensmuseum zur Hitlerkaserne. Ein Tatsachenbericht über das Wirken von Ernst Friedrich und Adolf Hitler. Reprint der Originalausgabe von 1935 mit einem Nachwort von Walther G. Oschilewski, St. Gallen 1978, S. 108 ff.

gernis«, so Ernst Friedrich – immer noch empört – in seinen Erinnerungen.²⁶

Der historischen Gerechtigkeit halber sei allerdings hinzugefügt, dass die von Friedrich als Faksimile publizierte Beschlagnahme-Quittung ausdrücklich vermerkt, dass »77 Blätter, welche erschreckende Aufnahmen von Kriegsverletzungen zeigen«, beschlagnahmt würden.²⁷ Ganz im Sinne elementaren Gerechtigkeitsdenkens à la Ernst Friedrich sei hier nur die Frage in den Raum gestellt, was heute – 2015 – geschehen würde, wenn in einem Privathaus direkt an einer Durchgangsstraße die Bilder der zerrissenen Gesichter aus »Krieg dem Kriege« ausgestellt würden ... Und wenn – weniger dramatisch – das Türschild die Aufschrift hätte »Eintritt: Für Menschen 20 Pfg. Für Soldaten frei«, dann wäre eventuell auch heute noch ein Beleidigungsprozess fällig. Genauso wie für die von Ernst Friedrich immer wieder verwandte Losung »Soldaten sind Mörder«, welche ihm die meisten seiner Verurteilungen einbrachte. Wir wissen aus den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte, insbesondere der Riesenaufregung um die »Wehrmachtausstellung«, wie heftig die öffentlichen Reaktionen auf die Behauptung, dass Soldaten Mörder seien, ausfallen. Der Satz ist heute noch als Beleidigung justitiabel, und ein Lehrer, der dies vor einer Klasse behauptet, wird mit Sicherheit disziplinarisch belangt. Diese Aktualisierung mag fühlbar machen, wie groß der Skandal solcher Aussagen in den 1920er Jahren, im Bann des Großen Krieges und des ungestillten Revanche-Militarismus, war. Für Friedrich war diese Aussage im Übrigen nicht demagogische Parole, sondern aus Empirie stammende Überzeugung. Als er einmal deswegen vor Gericht stand, zeigte er als Entlastungsmaterial ein zur Säge umgeschliffenes Bajonett aus dem Bestand seines Museums vor, was die Anklage in diesem einen Fall zum Schweigen brachte, denn eine solche Manipulation macht aus der schlichten Stichwaffe ein un-

26 Ebd., S. 28

27 Ebd., S. 30

fehlbares Mordwerkzeug, da die so zugefügten Verletzungen nicht heilbar sind. Interessanterweise stehen in der heutigen Weltkrieg-I-Mentalitätenforschung das heftig umstrittene Problem des Soldaten als Täter und die »Brutalisierung« des Krieges durch den Willen zu töten (auch: Mordlust!) wieder im Mittelpunkt des Interesses. Und wie zu jener Zeit ist es die Beobachtung der Vielfalt der im Ersten Weltkrieg vorhandenen exzentrischen Mordwerkzeuge, vom selbstgefertigten Morgenstern bis zum abgeplatteten oder eingerissenen Geschoss, die die Reflexion über Soldaten als Mörder nährt.²⁸

Zum wohl größten Skandal der Weimarer Republik mit einer internationalen Wirkungsgeschichte, die bis heute andauert, wurde aber das 1924 erschienene Buch »Krieg dem Kriege«, welches im Grunde eine Art erweiterter Katalog von Friedrichs »Friedenmuseum« war. Worin lag der Skandal?

Der Titel selber kann es nicht gewesen sein, denn »Krieg dem Kriege« war eine geläufige Losung des Internationalen Sozialismus und der Friedensbewegung vor 1914 gewesen. Wenn Bertha von Suttner denselben Anspruch mit ihrem weltbewegenden Buch »Die Waffen nieder« dokumentierte, so gehörte das zerbrochene Gewehr bereits zur Bildwelt des Anarchismus um die Jahrhundertwende. Der Ausdruck »Krieg dem Kriege« wurde sogar 1912 zum Motto des heute noch sehr bekannten außerordentlichen Kongresses der Sozialistischen Internationale in Basel.²⁹ Und eine regelrechte »Krieg-dem-Kriege«-Bewegung hat es in der deutschen Öffentlichkeit sogar in den letzten Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges gegeben, als es der Linken in der deutschen Sozialdemokratie gelang, Hunderttausende von Menschen gegen die Gefahr des »imperialistischen Krieges« auf die Straße zu bringen. Allerdings schaffte es die Regierung damals, das tiefverwurzelte Gefühl, dass

28 Repräsentativ für diese Forschungsrichtung: Stéphane Audoin-Rouzeau, Annette Becker: *Retrouver la guerre*, Paris 2001

29 Bernhard Degen u. a. (Hg.): *Gegen den Krieg. Der Basler Friedenskongress 1912 und seine Aktualität*, Zürich 2012

Deutschland von bösen Mächten »eingekreist« sei, im entscheidenden Moment zu mobilisieren. Dieselben Arbeiter, die im Juli 1914 massenhaft gegen den imperialistischen Krieg protestiert hatten, zogen wenige Tage später nicht »begeistert«, aber entschlossen für die Verteidigung des Vaterlandes aus.³⁰

Aber wer hatte es jemals zuvor gewagt, die hässliche Fratze des Krieges öffentlich zu machen? Und dies auch noch in einem gesellschaftlich durchaus aggressiven und dem einfachsten Menschen zugänglichen Diskurs. Das ist zweifellos die Leistung von Ernst Friedrich gewesen, dem es darum ging, die scheußliche Wirklichkeit des Krieges so darzustellen, dass wirklich jedermann die Botschaft klar erfassen konnte. Er, der überzeugte antiautoritäre und »libertäre« Anarchist, hatte eine Grundüberzeugung: Die da oben haben aus Grausamkeit, Klasseninteresse und Profitgier einen Krieg angezettelt, den die da unten auf grässlichste Weise ausbaden müssen. So heißt es schon in der Art eines Mottos ganz am Anfang: »Dies Buch sei allen Kriegsgewinnlern, Schiebern und Kriegshetzern freundlichst zugeeignet, nicht zuletzt gewidmet auch den Königen, Generälen, den Präsidenten und Ministern aller Länder. Den Priestern aber, die die Waffen segneten im Namen Gottes, denen sei dies Buch als Kriegs-Bibel gewidmet.«³¹ Und die gesamte Intention des Buches kommt in dem folgenden Satz wohl für jeden klar verständlich zum Ausdruck: »Zeigt diese Bilder allen Menschen, die noch denken können! Wer dann noch diesen Massenmord bejaht, den sperre man ins Irrenhaus, den meide man, wie man der Pest ausweicht.«³² Auch die Strategie des Anti-Kriegs-Kampfes in der Variante Ernst Friedrichs

30 Wolfgang Kruse: Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen, 1994; Jürgen Kuczynski: Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie, Berlin 1957

31 Ernst Friedrich: Krieg dem Kriege, Berlin 1930 (die auch dieser Ausgabe zugrundeliegende Fassung), S. 6

32 Ebd., Friedrichs emphatische Sperrungen werden hier nicht noch einmal reproduziert.

wird hier überdeutlich formuliert: Man soll schon die Kinder zu unbedingtem Frieden erziehen, alles Kriegsspielzeug gehört gebannt. Man soll den Dienst mit der Waffe verweigern, individuell und kollektiv, mit Hilfe des Generalstreiks. Hier kann er ja auch an sein eigenes unzweifelhaftes Beispiel erinnern: »Das wahre Heldentum liegt nicht im Morden, sondern in der Weigerung, den Mord zu tun! Füllt lieber alle Gefängnisse und Zuchthäuser, alle Irrenanstalten aller Länder, als für das Kapital zu morden und zu sterben!« Und abschließend der Appell an die Frauen und Mütter: »Laßt Eure Männer nicht zur Front: Schmückt nicht mit Blumen die Gewehre! Hängt Euch den Männern an den Hals! Laßt sie nicht los, auch wenn das Abfahrtszeichen gellt! Reißt alle Schienen auf, stellt Euch vor die Lokomotive!«³³

Es dürfte wohl keine organisierte Anti-Kriegs-Bewegung gegeben haben, die alle diese Argumente in so schlichter Form zu bündeln gewusst hätte, was ja auch der Grund dafür sein dürfte, dass es eine einheitliche und international organisierte Friedensbewegung nie gegeben hat. Bei Friedrich werden die argumentativen Differenzen in der Emphase des Aufschreis weggespült: Das Kapital ist genauso schuld am Krieg wie die Priester. Und man würde ihn sicherlich überschätzen, wenn man irgendeine explizite Antikapitalismus-Theorie hinter seiner Aufforderung vermutete: »Kämpft gegen den Kapitalismus und Ihr kämpft gegen jeden Krieg«. ³⁴ Im Grunde wollte Ernst Friedrich ja auch nicht mit Worten überzeugen, sondern mit den wahren Bildern des Krieges. Denn die sprechen ihm zufolge wirklich »für sich«.

Es gibt in diesem Buch eine Menge »realistischer« Bilder, die nicht oder nicht wesentlich über das hinausgehen, was man auch in anderen Bildbänden der 1920er Jahre vermittelt bekommen konnte, ohne dass es darum sonderliche öffentliche Aufregung gegeben hätte. Etwa die Topik des »Oben gegen Unten«: Während die Generale am fein ge-

33 Ebd., S. 11 f.

34 Ebd., S. 9

deckten Tisch sitzen, werden die Soldaten im Schützengraben verheizt. Das war ja auch schon ein Sujet bei Karl Kraus' »Die letzten Tage der Menschheit« gewesen.³⁵ Und dieses Problem beschäftigte sogar einen Untersuchungsausschuss der deutschen Nationalversammlung nach 1919!³⁶ Oder die Bildfolge von aufgehängten »Spionen« oder Kriegsdienstverweigerern vor allem an der Balkan-Front im Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien.³⁷ Sicherlich, all diese Bilder sind von Friedrich »aus dem Zusammenhang« gerissen und in den eigenen Fokus gestellt worden, nämlich die Anklage der im Krieg sichtbar werdenden radikalen Unmenschlichkeit der »hohen Herren« dieser Welt.³⁸ Das ist eine typisch »propagandistische« Nutzung von Materialien, nämlich eine absichtsvolle Zuweisung des gewollten Sinnes an heterogenes Material. Und dies ist sicherlich bei Friedrich nachhaltiger gelungen, als das sonst bei Propagandaerzeugnissen der Fall ist, hat seine Inszenierung von »Quellen« aller Art doch zu einer einzigartigen neuen Form des pazifistischen Engagements geführt.

Die erste große Besonderheit von »Krieg dem Kriege« ist, dass hier der Soldat nebeneinander als Opfer und als Täter eingestuft wird, ohne dass die beiden Sichtweisen weiter miteinander vermittelt wären. »Kriegsteilnehmer, vergeßt das letzte Massenmorden nicht; kommt in das ›Anti-Kriegs-Museum‹, seht euch alles an und erinnert euch, wie ihr in der Lehmjauche des Schützengrabens eure Leiber aufgeschwemmt habt. Seht euch an, wie ihr die Leiber eurer Mitmenschen zerfetzt und zer-

35 Anton Holzer (Hg.): Die letzten Tage der Menschheit. Der Erste Weltkrieg in Bildern. Mit Texten von Karl Kraus, Darmstadt 2013; zu den Ähnlichkeiten zwischen Karl Kraus und Ernst Friedrich siehe Nordhues: Erster Weltkrieg und Pazifismus.

36 Hermann Kantorowicz: Der Offiziershaß im deutschen Heer, Freiburg 1919

37 Dazu näher: Anton Holzer: Das Lächeln der Henker, Darmstadt 2008, mit zum Teil denselben Bildern wie Friedrich aus anderen Quellen.

38 Über die genauen Quellen von Ernst Friedrichs Bildern ist nichts bekannt.

rissen habt«, hieß es schon in der Programmbroschüre des Museums.³⁹ Im Buch wird das auf unvergleichlich beeindruckende, weil vollständig ungeschminkte Weise verdeutlicht: einerseits die im August 1914 »begeistert« ins Feld ziehenden jungen Männer. Andererseits, eine Seite weiter, ein Haufen verstümmelter, offensichtlich nach einem Kampf zusammengeworfener Körper. Dann der Zug, der zur Front fährt – und das Gewirr von Metall eines durch Volltreffer zerstörten Eisenbahnzuges. Flammenwerfer und ihre Wirkung. Der auf einem Geschütz sitzende, lachende und grüßende Soldat – und gegenüber die von seinem Beschuss getroffenen zerfetzten Leiber der Feinde.

Wenn Ernst Friedrich also auf historisch ganz ungewöhnlich produktive Weise das Tabu des Tötens im Kriege angetastet hat,⁴⁰ so ist die zweite Seite seiner expliziten Tabuverletzung noch provozierender, noch skandalöser, noch unaushaltbarer – bis heute. Friedrich reißt in diesem Buch den Vorhang weg vor dem bestgehüteten Unsagbaren des Ersten Weltkrieges, nämlich den schweren und schwersten Gesichtsverletzungen. Gesichter ohne Augen, ohne Mund, ohne Nase, ohne Kinn; das Schlachtfeld in seiner grässlichsten Form, von den mutigsten Malern wie Otto Dix eher hastig gestreift, die Welt der abgesonderten Spitäler der *gueules cassées*, der zerschlagenen Fressen. Das entscheidende Tabu des Krieges zeigt er in extensivster Form.⁴¹ Und er zeigt – in seinem Museum – die Bilder auch Kindern, um sie vom Kriegspielen abzubringen. Friedrich ist der verkörperte Skandal. Wer in diesem Band weiterblättert und dann plötzlich eben diesen Fotos ausgesetzt

39 Zit. nach: Vom Friedensmuseum zur Hitlerkaserne (wie Anm. 25), S. 36

40 Insgesamt dazu: Michael Geyer: Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: Thomas Kühne, Peter Gleichmann (Hg.): Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, Essen 2004

41 Es ist nicht exakt nachgewiesen, aus welcher Quelle Ernst Friedrich diese Fotografien erhalten hatte. Seine Tochter Heidi hat berichtet, er habe die Bilder von Sauerbruch selber für seine Friedensarbeit »offeriert« bekommen: Spree: Ich kenne keine »Feinde« (wie Anm. 9), S. 51

ist, braucht keine weitere Erklärung mehr für das, was ich sicherlich nur unzureichend beschreiben kann: unendliches Erschrecken, hilflose Wut, vielleicht sogar Zorn auf den, der diese Gesichter ausstellt.

Schändet er sie? Diese Abwehrreaktion, die Verweigerung der *bona fides*, gilt es in uns selber zu bekämpfen und die Kraft zu gewinnen, auch heute noch!, sich diesem Horror auszusetzen. Große Kunst hat immer die Tabus brechen müssen: Ein klassisches Beispiel hierfür sind die berühmten Radierungen »Los desastres de la guerra« von Francisco de Goya aus der spanischen Erhebung gegen Napoleon, ab 1808.⁴² Der böse Sarkasmus der Bildlegenden von Goya⁴³ findet sich bei Ernst Friedrich wie eine Art Zitat.

Aber Friedrich zeigt ja keine wie auch immer realistischen Schöpfungen des eigenen Genius, wie Goya oder Dix, er zeigt schlichte Fotos, teilweise aufgenommen als Dokumentation des Erfolges von Operationen und Transplantationen. Diese Dokumente lassen keine andere Reaktion zu als das Entsetzen, welches den Blick abwenden will von der unaushaltbaren Wahrheit jedes Krieges. Die *gueules cassées* sind das letztgültige Symbol des Ersten Weltkrieges, in dem die neuen Sprenggranaten mit ihren Splintern, der Beschuss des Körpers durch unzählige Metallsplitter, stecknadelgroß oder handtellerbreit, zur Hauptursache der Verwundungen wurden und den zerrissenen Körper zum neuen Massenschicksal der Soldaten werden ließen.

Durch Granatsplitter abgerissene Arme oder Beine gehörten zum Kriegsalltag, wurden auch schon während des Krieges reichlich fotografisch dokumentiert, nebst den stolz vorgezeigten technisch innovativen Prothesen, etwa dem »Sauerbruch-Arm«, dessen Hand aus

42 Sie wurden erst 1863 publiziert. Eine gut greifbare Ausgabe: Goya. Los Desastres de la guerra, Katalog der Ausstellung der Hamburger Kunsthalle, 1993, Stuttgart 1993

43 Beispielsweise Bild 62: »Was kann man mehr tun?« als Unterschrift zur Darstellung einer Vierteilung eines nackten Gefangenen.

austauschbaren Gerätschaften bestand. Auch die Gesichtsverletzungen wurden zum Experimentierfeld einer sich jetzt neu entwickelnden Gesichtschirurgie – 40 oder 50 Operationen an einer Person, um Nasen, Ohren, Kiefer und Kinn zu stopfen, die Löcher auszufüllen, Hautfetzen zu übertragen, plastische Ohren anzunähen, waren keine Seltenheit. Aber öffentlich darstellbar war das nicht. Schon relativ geringe Gesichtsverletzungen, mit einem Schleier abgedeckt, konnten, etwa in einer Straßenbahn, zu Panikreaktionen der Fahrgäste führen. Und die Schwerstverletzten, die Menschen ohne Gesicht, wurden fern jedes Kontakts mit der normalen zivilen Umwelt in Spezialkrankenhäusern untergebracht, weil ihr Anblick nicht aushaltbar war und ist. Friedrichs Buch war außerhalb der chirurgischen Spezialliteratur – wie etwa das große »Handbuch der ärztlichen Erfahrungen des Weltkriegs« – die einzige Quelle für diese schwärzeste Seite des Krieges.⁴⁴

In der Geschichtsforschung zum Ersten Weltkrieg ist das Thema der Kriegsverletzungen und insbesondere der *gueules cassées* viele Jahrzehnte lang vollständig ausgespart worden – Friedrichs Quellensammlung hat die Historiker nicht interessiert. Erst im Rahmen der seit den 1990er Jahren dominierenden Erfahrungs- und Erlebnisgeschichte des Krieges sind auch, selten genug, die Schicksale dieser Gruppe des schrecklichsten Auswurfs des Krieges nachverfolgt und beschrieben worden. Insbesondere die Arbeit von Sophie Delaporte über die »Gueules cassées«⁴⁵ hat den Bann gebrochen: Hier erkennen wir bereits aus den Berichten etwa von Krankenträgern das ungeheuerliche Entsetzen, welches die Konfrontation mit solchen Verletzungen direkt *in situ*, im Schützengraben, auslösen konnte.

44 Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914–1919, hg. v. Otto von Schjerning, 9 Bände, Leipzig 1920–1922; die Bilder zur Kriegschirurgie in Bd. 1 und 2

45 Sophie Delaporte: Les gueules cassées. Les blessés de face de la Grande Guerre, Paris 1996